

Geschichte als Argument

Geschichte als Argument

41. Deutscher Historikertag in München

17. bis 20. September 1996

Berichtsband

Herausgegeben im Auftrag des
Verbandes der Historiker Deutschlands e.V.

von

Stefan Weinfurter und Frank Martin Siefarth

R. Oldenbourg Verlag
München 1997

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Geschichte als Argument / 41. Deutscher Historikertag in München, 17. bis 20. September 1996 ; Berichtsband / hrsg. im Auftr. des Verbandes der Historiker Deutschlands e.V. von Stefan Weinfurter und Frank Martin Siefarth. – München : Oldenbourg, 1997
ISBN 3-486-56327-0

© 1997 R. Oldenbourg Verlag GmbH, München
Rosenheimer Str. 145, D-81671 München
Internet: <http://www.oldenbourg.de>

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf, München

Layout und Satz: Frank Martin Siefarth, München

Druck: R. Oldenbourg Graphische Betriebe GmbH, München

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei, gebleicht)

ISBN 3-486-56327-0

Inhalt

Prof. Dr. Lothar Gall: Geleitwort IX

Vorwort der Herausgeber X

Eröffnung des 41. Historikertages in München

Eröffnung durch den Vorsitzenden des Verbandes der Historiker Deutschlands,
Prof. Dr. Lothar Gall 1

Begrüßung,
Rolf Ballof, OStD, Vorsitzender des Verbandes der Geschichtslehrer Deutschlands 5

Grußwort des Rektors der Ludwig-Maximilians-Universität München,
Prof. Dr. Andreas Heldrich 8

Grußwort des Oberbürgermeisters der Landeshauptstadt München,
Christian Ude 10

Grußwort des Bayerischen Ministerpräsidenten,
Dr. Edmund Stoiber 12

Rede des Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland,
Prof. Dr. Roman Herzog 16

Sektionen

Diachronisch übergreifend

1. MythenMächte – Mythen als Argument? 24

2. Schlachtenmythen 33

3. „Im Zeichen des Fortschritts“ – Geschichte als Argument im medizinischen
Diskurs 37

4. Geschichte als Argument für Krieg und Frieden 42

5. Perspektiven für eine neue Agrargeschichte: Zur Erforschung ländlicher
Gesellschaften 50

6. Suggestion oder Didaxe? – Das Medium Bild in Historischen Ausstellungen 55

Alte Geschichte

7. Mythos als Argument 60

8. Jüdische Gemeinden und ihre Umwelt im Imperium Romanum 64

9. Selbstdarstellung von Eliten in den kaiserzeitlichen Städten des
Imperium Romanum 71

Mittelalter

| | |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| 10. MONUMENTA GERMANIAE HISTORICA: Tradition und Zukunft – Eine Standortbestimmung | 74 |
| 11. Völker – Stämme – Herzogtümer? Verfassung und Ethnogenese im ostfränkischen Reich (9. bis 10. Jahrhundert) | 81 |
| 12. Das historische Selbstverständnis mittelalterlicher Orden und Ordenszöten | 86 |
| 13. Gemeinschaft und Geschichtsbilder im Hanseraum | 95 |

Frühe Neuzeit

| | |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 14. Der Kampf um die Landeskongregation – eine Grunderfahrung im Reich der Frühen Neuzeit | 98 |
| 15. Supplizieren. Zur Politik der Untertanen | 104 |
| 16. Geschlechtergeschichte der höfischen Welt in der Neuzeit | 109 |
| 17. Männergeschichte als Geschlechtergeschichte? (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit) | 114 |
| 18. Geschichtswissenschaft und bildende Kunst | 121 |
| 19. Nationalismus vor dem Nationalismus? | 125 |

19. und 20. Jahrhundert

| | |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 20. Sozialpolitik und Krankenhauswesen im 19. Jahrhundert | 128 |
| 21. Denkmalsturz | 138 |
| 22. 1848/49 in Europa: Die Französische Revolution als Vorbild und Schreckbild | 144 |
| 23. Handwerk, Hausindustrie und die Historische Schule der deutschen Nationalökonomie | 151 |
| 24. Umwelt und Geschichtswissenschaft. Probleme, Methoden und neue Forschungen | 156 |
| 25. Deutsche 'Ostforschung' – Ihre Bilder und Vorstellungen von der Geschichte des polnischen Nachbarn (1918–1989) | 163 |
| 26. Geschichtsdiskurse und Geschichtsbilder im tscheschisch-deutschen Dialog | 166 |
| 27. Geschichte als Argument – Zur Diskussion über die Stellung der Juden in der modernen Gesellschaft | 174 |

Zeitgeschichte

| | |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| 28. Drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit. Nationalsozialismus, Bundesrepublik und DDR im Vergleich | 181 |
| 29. Arbeiter im „Arbeiter- und Bauern-Staat“ | 189 |
| 30. Konstitutionsfaktoren des Geschichtsbildes in der DDR | 196 |

31. Elitenwechsel und Hochschulsystem in Ostdeutschland und Ostmitteleuropa
1945–1961 204
32. Die Legende vom guten Anfang – Sowjetische Besatzungszone und frühe
Geschichte der DDR im Widerstreit 211

Osteuropäische Geschichte

33. Geschichte als Argument: Emanzipation von Frauen als Thema der
Rußlandforschung 224

Wirtschaftsgeschichte

34. Kriegsfolgen und Kriegslasten für die ostdeutsche Wirtschaft 235
35. Wirtschaftsgeschichte als Argument in der wirtschaftspolitischen Diskussion 249

Geschichtsdidaktik

36. „Verständnis wecken für das Fremde“. Möglichkeiten des
Geschichtsunterrichts 254
37. Nation und Europa im Geschichtsunterricht Deutschlands 260

Junge Historiker stellen sich vor

38. Alte Geschichte 269
39. Mittelalterliche Geschichte 273
40. Frühe Neuzeit 277
41. 19/20. Jahrhundert 285

Sektionen des Verbandes der Geschichtslehrer Deutschlands

42. Gedenkstätten, Denkmäler, Mahnmale 301
43. Fächerübergreifende Projekte im Geschichtsunterricht 307
44. Die Attraktivität von Geschichte: Im Geschichtsunterricht ein Opfer des
staatlichen Pflichtprogramms? 314

Verleihung des Preises für „hervorragende Leistungen des wissenschaftlichen Nachwuchses“ des Verbandes der Historiker Deutschlands

- Laudatio auf den Preisträger Privatdozent Dr. Winfried Schmitz
von Prof. Dr. Peter Funke 320

Abendvortrag

Prof. Dr. Jan Assmann:

Ägypten als Argument. Rekonstruktion der Vergangenheit und Religionskritik
im 17. und 18. Jahrhundert. Zusammenfassung 323

Schlußvortrag

Prof. Dr. Lothar Gall:

Das Argument der Geschichte 325

Verzeichnis der Sektionsleiter/innen und der Referenten und
Referentinnen 335

Schlagwortregister zu den Sektionsbeiträgen 338

Zum Geleit

Charakteristisch für die moderne Geschichtswissenschaft gerade auch in Deutschland ist die ständig wachsende Vielfalt ihrer Themenbereiche und Perspektiven, ihrer Ansätze und Fragestellungen. Das wird auf den Historikertagen mit ihrer Fülle von Sektionen und Veranstaltungen besonders deutlich sichtbar. Auch der Münchener Historikertag war in diesem Sinne ein Schaufenster der inneren Lebendigkeit des Faches, seiner produktiven Entwicklung in vielen Bereichen. Ein Band, wie der hier vorgelegte, kann davon natürlich nur einen begrenzten, vieles verkürzenden Eindruck geben, vor allem auch, was die Atmosphäre und die vielfältigen Kontakte und spontanen Anregungen auf diesem Kongreß angeht, der von Herrn Weinfurter und seinem Team mit Herrn Siefarth an der Spitze so glänzend organisiert wurde. Aber es wird hier, so meine ich, noch einmal dokumentiert, wie stark das Echo auf unser Rahmenthema war und vor allem auch, was sich gegenwärtig an Schwerpunkten der Forschung und des wissenschaftlichen Interesses in unserem so weitgespannten Fach herauskristallisiert und wo sich zugleich schon vertraute und neue Ansätze die Hand reichen. Nicht zuletzt markiert der Band in der Breite des Gebotenen und der ausgeprägten Pluralität der Perspektiven und Ansätze, welche Linie der bisherige Vorstand und Ausschuß als Veranstalter der beiden letzten Historikertage zu verfolgen bestrebt waren.

Frankfurt am Main, im Juli 1997

Lothar Gall

Vorwort

Unter dem Rahmenthema „Geschichte als Argument“ versammelten sich vom 17. bis 20. September 1996 rund 3.000 Teilnehmerinnen und Teilnehmer zum 41. Deutschen Historikertag in München.

Nach 1893 und 1949 waren die Stadt München und die Ludwig-Maximilians-Universität zum dritten Mal Gastgeberinnen für die vom Verband der Historiker Deutschlands in Zusammenarbeit mit dem Verband der Geschichtslehrer Deutschlands veranstaltete Versammlung. Für die von Anfang an mit großer Aufgeschlossenheit gewährte Hilfe und Unterstützung der Landesregierung, der Stadt, der Universität mit ihrer Verwaltung und des Münchner Hotel Verbunds möchten wir uns sehr herzlich bedanken. Der Dank gilt ebenso den zahlreichen Sponsoren, die durch ganz unterschiedliche Formen der Unterstützung maßgeblich zum Gelingen der Großveranstaltung beigetragen haben. Es sind dies: Verlag C.H. Beck (München), Böhlau Verlag (Köln/Weimar/Wien), Compaq Computer EMEA (München), Daimler-Benz AG (Stuttgart), Deutscher Taschenbuch Verlag (München), Douwe-Egberts Kaffee-Systeme (München), Fischer Taschenbuch Verlag (Frankfurt a.M.), Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank (München), Körber-Stiftung (Hamburg), Mineralbrunnen AG (München), Müller Brot (Neufahrn), R. Oldenbourg Verlag (München), K.G. Saur Verlag (München), Bayerischer Sparkassen- und Giroverband (München), Stadtparkasse München, Bayerische Vereinsbank AG (München), Vaihinger Fruchtsäfte (München).

Das Motto „Geschichte als Argument“ erwies sich als besonders motivierend und geeignet, zu einer interdisziplinären, innovativen Auseinandersetzung um die Rolle der Geschichte im Leben der verschiedenartigsten Gruppen und Gemeinschaften, um die Bilder, Vorstellungen und Ideen geschichtlicher Vergangenheit in den unterschiedlichen Epochen anzuregen. Bot schon die Eröffnungsveranstaltung in der Philharmonie im Gasteig mit ca. 1.800 Zuhörern eine beeindruckende Kulisse, so war das Interesse von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an Universitäten, Instituten, Archiven und Museen, von Lehrerinnen und Lehrern, historisch Interessierten aus den verschiedensten Bereichen – vor allem auch der Medien –, besonders aber von Studierenden an den Sektionsveranstaltungen enorm.

Im Rahmen von insgesamt 44 Sektionen stellten mehr als 220 Referentinnen und Referenten ihre Forschungsergebnisse zur Diskussion, darunter erfreulich zahlreiche Gäste aus anderen europäischen und auch außereuropäischen Ländern, deren Teilnahme durch einen namhaften Zuschuß der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurde. Allen Sektionsleiterinnen und -leitern, Referentinnen und Referenten sei herzlich gedankt für die reibungslose Zusammenarbeit, auch bei der Zusammenstellung dieses Berichtbandes. Ihnen allen ist es zu verdanken, daß das wissenschaftliche Programm des Kongresses hier lückenlos dokumentiert werden kann.

Auch das Rahmenprogramm des Historikertages – 7 Sonderausstellungen und insgesamt 38 historische Exkursionen und Führungen – stieß auf reges Interesse. Wir bedanken uns bei allen Ausstellungsmachern und Leiterinnen und Leitern der Exkursionen für ihre spontane Bereitschaft, das Programm zu bereichern und zu ergänzen.

Im zentralen Lichthof der Universität und auf den umliegenden Fluren fand während der drei Kongrestage eine große Bücherpräsentation statt, an der sich 54 Verlage und eine

Buchhandlung mit ihrem Sortiment beteiligten. Die überaus große Bereitschaft der Verlage, das 'Unternehmen' Historikertag zu unterstützen und vor allem die zuverlässige und flexible Mitarbeit bei den bisweilen unter hohem Zeitdruck zu bewerkstellenden Vorbereitungen haben entscheidend zu einem erfolgreichen Verlauf beigetragen. Auch hierfür sagen wir ein herzliches Dankeschön! Namentlich dem R. Oldenbourg Verlag und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sei außerdem für die Aufnahme dieses Bandes in das Verlagsprogramm und die freundliche Zusammenarbeit gedankt.

Die Mitgliederversammlung des Verbandes der Historiker Deutschlands wählte im Rahmen des Historikertages am 19. September 1996 einen neuen Vorsitzenden. An die Stelle des turnusmäßig ausscheidenden Prof. Dr. Lothar Gall wurde Prof. Dr. Johannes Fried berufen. Unser besonderer Dank gilt ihnen beiden und dem Ausschuß des Verbandes für die allzeit freudige und vertrauensvolle Zusammenarbeit bei der Vorbereitung des Kongresses.

Unser ganz besonders herzlicher Dank richtet sich schließlich an unser Team. Vor allem Frau Judith Sommer M.A. und Frau Jutta Schlick M.A., sodann Frau Gundula Caspary und die Herren Werner Bomm und Georg Reichlmayr sowie nicht weniger als 37 Studentinnen und Studenten – hier ist besonders die Fachschaft Geschichte zu erwähnen – haben mit rastlosem Engagement und stets zu spürender Freude an der 'großen Aufgabe' die Vorbereitung und erfolgreiche Durchführung des Historikertages verwirklicht. Wir werden uns immer wieder gern an die gemeinsame Arbeit erinnern.

Der 42. Deutsche Historikertag wird unter dem Generalthema „Intentionen – Wirklichkeiten“ vom 8. bis 11. September 1998 in Frankfurt am Main stattfinden. Der Münchner Kongreß hat mit seiner Rekord-Teilnehmerzahl gezeigt, daß das Interesse an Geschichte und für Geschichtswissenschaft (wieder) sehr groß ist; und er hat auch deutlich gemacht, daß es ein breites Bedürfnis gibt, die vielfältigen und weit gefächerten Themenbereiche und aktuellen methodischen Ansätze in unserem Fach auszutauschen und zu übergeordneten Erkenntnissen zu bündeln. Am 17.9.1996 schrieb die WELT, daß „die vielen Spezialgebiete des Faches das Bewußtsein um die Gemeinsamkeiten nicht verlieren [dürfen]. Antike Epigraphiker arbeiten ebenso an der Analyse historischer Welten wie Mentalitätshistoriker des 20. Jahrhunderts. Diese Erkenntnis zu pflegen ist die eigentliche Aufgabe eines Historikertages.“

In diesem Sinne wünschen wir der Frankfurter Versammlung ein interessantes Spektrum an Themen, regen Zuspruch und einen harmonischen Verlauf.

München, im Juli 1997

*Stefan Weinfurter
Frank Martin Siefarth*

Eröffnung des 41. Historikertages in München

Eröffnung durch den Vorsitzenden des Verbandes der Historiker Deutschlands

Prof. Dr. Lothar Gall

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

zur Eröffnung des diesjährigen Historikertages, des 41. seit der Begründung unseres Verbandes vor mehr als einhundert Jahren, darf ich Sie alle herzlich begrüßen. Das Rahmenthema unseres Kongresses – „Geschichte als Argument“ – und vor allem das Echo, das es innerhalb wie auch außerhalb unseres Faches, in der Öffentlichkeit, gefunden hat, signalisieren, nicht zuletzt mit dem fehlenden Fragezeichen, das neue, das wiedergewonnene Selbstbewußtsein der Historiker – als derjenigen, die sich als die legitimen, ja, als die eigentlich allein legitimen Verwalter des in Frage stehenden Gegenstandes, also der Geschichte, verstehen. Hier kommt man freilich gleich ins Stocken. Denn der Geschichte als Argument bedienten und bedienen sich vielfach, ja, mehrheitlich Nichthistoriker, und es ist in den meisten Fällen eher zweifelhaft, ob sie sich dabei auf die neuesten Erkenntnisse der professionellen Historie stützen, ja, an ihnen überhaupt in erster Linie interessiert sind – unsere unmittelbare Gegenwart bietet dafür ja gerade ein sehr anschauliches Beispiel. Denn wer sich der Geschichte als Argument bedient, dem geht es dabei zumeist um etwas anderes als um historische Erkenntnis als solche – um was im einzelnen, wird uns in den nächsten Tagen intensiv beschäftigen. Und der Historiker war über Jahrhunderte oft nicht mehr als ein zur Dienstleistung für andere Zwecke herbeigezogener Knecht, seine Wissenschaft eine Dienstmagd, eine *ancilla*. Zunächst und zuvörderst der Theologie, dann der Jurisprudenz und immer der Politik. *Ancilla theologiae, ancilla jurisprudentiae, ancilla prudentiae rerum publicarum* – aus dieser Knechtschaft hat sich unsere Wissenschaft, seit sie sich im modernen Sinne als solche konstituiert hat, in stets neuen Anläufen zu befreien versucht. Wieweit ihr dies gelungen ist, steht dahin. Als Knechte treten wir Ihnen, verehrter Herr Bundespräsident, jedenfalls nicht mehr entgegen, der Sie in Ihrer Person gleichsam zwei langjährige Dienstherren unseres Faches verkörpern: die Jurisprudenz und die Politik. So erwarten wir von Ihnen auch nicht, daß Sie uns wie Lehrlingen endgültig ‘freisprechen’. Aber wir freuen uns sehr, daß gerade Sie, der ehemalige Professor der Jurisprudenz und Präsident unseres höchsten Gerichts und jetzige oberste Repräsentant unseres politischen Gemeinwesens, sich bereit gefunden haben, nicht nur bei dieser Eröffnungsveranstaltung anwesend zu sein, sondern auch die eigentliche Eröffnungsrede zu halten. Wir sind schon alle sehr gespannt darauf.

Die deutsche Geschichtswissenschaft und Bayern, das ist, Herr Ministerpräsident, wenn nicht eine Liebes-, so doch jedenfalls eine Erfolgsgeschichte. Auch in Bayern als dem, wie man gern sagt, ältesten deutschen Staat hat man sich über Jahrhunderte der Historiker vor allem dazu bedient, den Ruhm des Herrscherhauses zu nähren und den Aufstieg des Staates zu feiern. Dann aber hat man hier mit am frühesten, seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, auf die freie, die unabhängige Wissenschaft auch im Bereich der Geschichte gesetzt: durch entsprechende Berufungen an die nach München verlegte Universität – die als

‘Nordlichter’ nicht immer allzu beliebt waren –, durch die Errichtung und Unterstützung bedeutender Institutionen der freien Forschung mit der von Leopold Ranke 1859 begründeten „Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften“ an der Spitze. An dieser Tradition hat Bayern immer festgehalten und stets aufs neue angeknüpft; man denke nur an die „Monumenta Germaniae Historica“, die hier nach 1945 eine neue und dauerhafte Heimstatt fanden, oder an das Institut für Zeitgeschichte. Wir alle wissen, wie Bayern in Zeiten, in denen die Frage „Wozu noch Historie?“ in Schule und Öffentlichkeit bedrohlich answoll, sich dieser Woge des Zeitgeistes entschlossen entgegengestellt hat und an dieser Linie bis heute festhält und, da sind wir sicher, auch in Zukunft festhalten wird. So freuen wir uns besonders, daß Sie, Herr Ministerpräsident, als oberster Repräsentant des Freistaates trotz eng konkurrierender Verpflichtungen sich die Zeit genommen haben, an der Eröffnung des Historikertages teilzunehmen und zu uns zu sprechen.

Wie Paris nicht Frankreich ist, jedenfalls nicht ganz, so ist auch München, Herr Oberbürgermeister, nicht Bayern. Aber wenn ich von Bayern als einem traditionellen Zentrum der deutschen Geschichtswissenschaft sprach, so richtet sich der Blick naturgemäß vor allem auf München. Und wie jede ordentliche Hauptstadt stand auch München über weite Strecken seiner Geschichte politisch in einem natürlichen Spannungsverhältnis zur Regierung und zu den zentralen Institutionen des Landes. Ein solches Spannungsverhältnis pflegt manche Probleme aufzuwerfen, aber auch manches schöpferisch in Bewegung zu bringen, und vor allem: Es begünstigt eine Atmosphäre der Offenheit, der Bereitschaft zum Perspektivenwechsel und der Akzeptierung von Meinungsvielfalt, die das Lebenselixier aller Wissenschaft ist. Um es zugleich auch etwas niedriger zu hängen: Stadt und Staat sind im Vorfeld dieses Kongresses geradezu als Konkurrenten im Entgegenkommen aufgetreten, und die Großzügigkeit, mit der die Stadt neben anderem den auf diese Veranstaltung folgenden Empfang ausgerichtet hat, beschämt uns fast angesichts der allgemein bekannten Finanzlage unserer Städte. Die Beschämung soll uns allerdings nicht den Mund verschließen: Schönen Dank, Herr Oberbürgermeister, für die Gastfreundschaft der Stadt München.

Mit dem Dank darf ich gleich fortfahren an Sie, Magnifizienz, die Sie namens der Universität für diesen weitläufigen Kongreß bereitwilligst die Tore einer Alma mater geöffnet haben, die wie so viele deutsche Universitäten gerade heute mit so zahlreichen und schwierigen Problemen zu kämpfen hat. Wir, d.h. die deutschen Historiker als überindividuelle Individualität, sind zum dritten Mal in der über hundertjährigen Geschichte unseres Verbandes Gäste dieser Universität, und an den Stationen – 1893, 1949, 1996 – könnte man vieles zeigen, nicht zuletzt die von unseren Vorgängern wohl kaum für denkbar und möglich gehaltene Erweiterung der Felder unserer Wissenschaft und der auf ihnen tätigen Personen – 107 Teilnehmer zählte der Historikertag 1893 (wobei, wie ein zeitgenössischer Bericht vermerkt, „die preußischen Kollegen die Einladung zu der Münchener Versammlung kaum zur Kenntnis nahmen, die Berliner Koryphäen schon gar nicht“). Knapp vierhundert waren es 1949 und heute versammeln sich mehr als 3000 hier in München. Schon diese nackte Zahl verdeutlicht, was die Universität in diesen Tagen zu verkraften hat, und ich wünsche uns allen und Ihnen, Magnifizienz, im besonderen, daß Sie am Ende den Eindruck mitnehmen, daß die geistige Münze, mit der wir im Ernst allein zahlen können, den Aufwand gelohnt hat.

Alljährlich im Dezember findet hier in München die feierliche Jahressitzung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften statt. Bei dieser Gelegenheit begrüßt der Präsident die Ehrengäste, bisweilen, mit dem Ausdruck des Bedauerns, auch die Nichterschienenen. Bei der letzten Sitzung waren es, wenn ich richtig gezählt habe, weit mehr als sechzig, die namentlich erwähnt wurden. Daraus rhetorisch einen Kranz zu winden war eine Meisterleistung eigener Art. Sie hat allerdings – ganz abgesehen davon, daß ich zu einer solchen Meisterleistung gar nicht in der Lage wäre – ihren Preis, ihren Preis an Zeit, und er wäre für diese Gelegenheit zu hoch. Ich bitte Sie deshalb um Ihr Verständnis, daß ich unsere noch viel zahlreicheren Ehrengäste nur summarisch, aber darum nicht minder herzlich begrüße: die Abgeordneten des Bundestages und des bayerischen Landtages, die Mitglieder des bayerischen Senats, die Vertreter der Stadt München und der Ministerien, der Kirchen und Religionsgemeinschaften und natürlich in speziellem Maße der Akademien und Universitäten. Sie alle erweisen uns mit ihrer Anwesenheit eine große Ehre (das Wort „Ehrengast“ hat ja in diesem Sinne durchaus noch eine zweite Bedeutung).

„Geschichte als Argument“ – das zielt auf vielerlei, auf sehr verschiedenartige Vorgänge und Komplexe. Es hat aber ein gemeinsames Fundament, einen gemeinsamen Hintergrund: die Frage nach der Rolle der Geschichte im geistigen Haushalt eines Gemeinwesens und einer Gesellschaft. Wo Geschichte kein Argument mehr liefert, so kann man sagen, ist der Zusammenhalt, ja, die Identität eines Gemeinwesens bedroht. Und mehr noch: Es droht der kulturelle Zusammenhang verloren zu gehen, der in letzter Konsequenz das Gattungswesen Mensch jenseits des Biologischen konstituiert.

Die Bedeutung der sogenannten Geisteswissenschaften, der Kulturwissenschaften im weiten Verständnis des Wortes, von denen die Geschichtswissenschaft ein so wichtiger Teil ist, ist in den letzten Jahren oft erörtert worden, pragmatisch wie grundsätzlich. Von 'weichen' Wissenschaften im Gegensatz zu den 'harten', auf Experiment, Gesetzmäßigkeit und objektiven Fakten beruhenden Naturwissenschaften war dabei die Rede, auch von „Kompensationswissenschaften“ – zur humanen Rückversicherung in der kalten und verengenden, ja, entfremdenden Welt der Moderne. Damit sollte nicht zuletzt die 'Nützlichkeit' auch der Kulturwissenschaften demonstriert werden, ihre fortdauernde 'Brauchbarkeit' auch in der und für die moderne Welt. Aber nicht von Brauchbarkeit und Nützlichkeit muß die Rede sein, sondern von Unentbehrlichkeit. Gerade in unserem Lande sollte das Jahrhundert jedem in voller Klarheit vor Augen geführt haben, was die Flucht aus der Geschichte in den Mythos von Vorzeit und Rasse, was die Lehren von der Überwindung der Geschichte in einer dann angeblich klassenlosen Gesellschaft für die Bewahrung von Kultur und Menschlichkeit, ja, am Ende jeder Art von Zivilisation bedeutet hat. Und unser Jahrhundert hat auch gelehrt, daß es eben nicht, um Max Webers Formeln zu gebrauchen, um Gesinnungsethik, um eine Ethik der Gesinnung gehen kann, die oft genug in tiefe Abgründe geführt hat, sondern um Verantwortungsethik, um eine Ethik der Verantwortung gegenüber den Grundlagen der geschichtlich gewachsenen und nur geschichtlich wirklich verstehbaren menschlichen Zivilisation, gegenüber Grundlagen, die nicht in das Belieben eines einzelnen oder auch einer politischen, sozialen oder weltanschaulichen Gemeinschaft als ganzer gestellt sind. Auf diese Grundlagen, auf ihre Entstehung, ihre Ausbildung und Entwicklung und ihren Zusammenhang zielt neben den anderen Kulturwissenschaften im letzten auch die Geschichtswissenschaft. Das macht sie nicht nur nütz-

lich und brauchbar, sondern unentbehrlich, unentbehrlich für den immer wieder bedrohten Fortbestand menschlicher Kultur und Zivilisation. Im Kern geht es dabei, in der schönen Formulierung Thomas Manns, um die „rettende Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst“, vor sich als historisch gewordener und historisch begründeter Existenz.

In diesem Sinne erkläre ich den 41. Deutschen Historikertag für eröffnet.

Begrüßung

Rolf Ballof, OStD, Vorsitzender des Verbandes der Geschichtslehrer Deutschlands

Sehr verehrter Herr Bundespräsident,
meine Damen und Herren,

der Verband der Geschichtslehrer Deutschlands begrüßt durch mich alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Historikertag 1996 in München und wünscht Ihnen einen erfolgreichen Verlauf des Treffens.

Wir danken Ihnen, Magnifizienz Heldrich, für die Gastfreundschaft der Universität München. In dieser Universität trafen sich 1893 Geschichtslehrer und Wissenschaftler im Protest gegen den direkten Eingriff der preußischen Regierung in den Geschichtsunterricht und dessen Indienstnahme für die fast hegelianisch aufgefaßte Dynastie der Hohenzollern. Dagegen setzten die Teilnehmer den Wissenschaftsbezug des Geschichtsunterrichts. Auch heute haben wir Grund, die Gemeinsamkeit von Wissenschaftlern und Geschichtslehrern zu fordern gegen die Reduzierungen des und im Geschichtsunterricht und gegen die Indienstnahme des Geschichtsunterrichts.

In dieser Universität denken wir auch an den Kreis der Weißen Rose, dessen Mitglieder sich angesichts der Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes und der Untätigkeit der Zuschauer zum Widerstand aufgerufen fühlten. Sie brachten den Anspruch auf unverletzliche und unveräußerliche Menschenrechte unter einem menschenrechtsverletzenden Regime zu Geltung, das nur deswegen Verbrechen begehen konnte, weil es auf Menschen zählen konnte, die ihre Menschenrechte veräußert hatten. Das Signet dieses Historikertages erinnert an die Weiße Rose.

Unser besonderer Dank für die Organisation des Historikertages gilt dem Organisationsteam mit den Damen Judith Sommer und Jutta Schlick, mit den Herren Werner Bomm und Georg Reichlmayr und dem gesamten Team der vielen Helferinnen und Helfer, besonders Herrn Professor Stefan Weinfurter und Herrn Frank Martin Siefarth. Dank, nicht nur für die Organisation, sondern auch für die Freundlichkeit, mit der dieser Historikertag von Ihnen vorbereitet wurde. Ich wünsche Ihnen, liebe Mitglieder des Teams, daß Ihnen im Verlauf des Historikertages etwas von dieser Freundlichkeit zurückgegeben werde.

Wir danken auch der Stadt, sehr verehrter Herr Oberbürgermeister, für ihre Gastfreundschaft. Wir sind gerne in München und danken Ihnen, daß Sie uns heute abend zum Empfang eingeladen haben.

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident, Ihrer Regierung haben wir für besonders gute äußere Bedingungen des Geschichtsunterrichts zu danken. Ihre Regierung hat sich gerade in den letzten Jahren für die Wahrung der Qualitätsstandards unserer Schulen eingesetzt. Wir bitten Sie aber auch, sich der fundierten Kritik unseres bayerischen Verbandes an den neuen Hauptschulrichtlinien Bayerns zu stellen und nicht von der so erfolgreichen Linie der bisherigen Geschichtsunterrichtspolitik abzuweichen. Unser Dank wäre dann um so größer.

Sehr verehrter Herr Bundespräsident, als eine besondere Ehre, als Anerkennung der Arbeit der historischen Wissenschaft in unserem Lande – und als Anerkennung der Arbeit der Geschichtslehrerinnen und Geschichtslehrer in Deutschland – empfinden wir Ihre Anwesenheit bei der Eröffnung des Historikertages. Unser besonderer Dank, sehr verehr-

ter Herr Bundespräsident, gilt Ihnen für Ihr Engagement zur Versöhnung mit dem tschechischen Volk, besonders Dank für Ihre Förderung, daß tschechische und deutsche Jugendliche zusammenkommen.

Wir sind heute auf Ihre Gedanken zu unserer Arbeit im Fach Geschichte in der heutigen gesellschaftlichen und politischen Situation gespannt. Wir danken Ihnen auch, daß Sie zum Zuhören hierher gekommen sind, sehen wollen, welche Wege die Geschichtswissenschaft geht und gehen wird, und welche Wünsche und Sorgen Geschichtslehrer und Wissenschaftler haben. Wir freuen uns auf den Dialog, den wir auch gerne einmal persönlich führen würden.

Den Beitrag des Geschichtsunterrichts – und damit den Beitrag der Geschichtslehrerinnen und -lehrer – zur demokratischen Gesellschaft, zur inneren Nationwerdung, zur Mentalität eines europäischen Deutschlands und zur Orientierung auf die gesamte Menschheit – innerhalb und zusammen mit den anderen Vermittlern – zu würdigen, haben wir der Gesellschaft anheimzugeben.

Unsere Aufgabe ist es, deutlich unsere Auffassung von unserem Beitrag zu formulieren und im öffentlichen Diskurs zu vertreten. Das Ziel ist, den Jugendlichen zu helfen, ihre Rolle in einer auf Partizipation angelegten Gesellschaft zu finden, in der Menschenrechte für sie und andere gelten und weiterentwickelt werden können. Neben die Wichtigkeit des Kennenlernens, wie es zu dem Heute kam, um das Heute verstehen zu können, muß die kreative Auseinandersetzung mit historischen, anderen Lebensstilen und Lebensentwürfen treten. Historisch rekonstruierte Lebensformen zeigen, wie andere Menschen in ihren Strukturen und zeitbedingten Gegebenheiten lebten, wie sie ihre Gesellschaft organisierten, welche Spielräume sie dabei hatten und wie sie sie ausgestaltet haben. An der Andersartigkeit, ja an der Fremdheit anderen Lebens bildet sich eigene Wirklichkeitskonstruktion, der Vergleich und die Unterscheidung bilden den Resonanzboden für das eigene Geschichtsbewußtsein und ermöglichen dessen Weiterentwicklung. Gesellschaftliche Orientierung gewinnt so eine zeitliche Tiefendimension, die zu verantwortlichem, zu einem der Zeit antwortenden Handeln werden kann.

Die Jugendlichen in unserer Gesellschaft haben das Recht auf eine mit der Geschichte erarbeitete, persönliche Wirklichkeitskonstruktion, die in ihrer Zeitbedingtheit auch einen Zukunftsentwurf mit sich bringt. Das kann auch Nichtanpassung, alternatives Denken, Bereitschaft und Willen zur Veränderung bedeuten. Wer unser Grundgesetz nicht als erreichten Zustand, sondern als Auftrag in der Zeit begreift, versteht, welchen Beitrag der Geschichtsunterricht durch seine Bindung an das individuelle Geschichtsbewußtsein des Einzelnen leisten kann.

Es ist hier aber auch der Ort, von Entwicklungen zu sprechen, die unserem Vorhaben zuwiderlaufen. Stunden für den Geschichtsunterricht werden gekürzt. In den meisten Bundesländern werden die Alte und die Mittelalterliche Geschichte marginalisiert, die Enthistorisierung der anderen Schulfächer schreitet fort. Die Geschichte wird als Ergänzung im fächerübergreifenden Unterricht genutzt und verliert damit ihre Qualität der Distanz zu den ganz Anderen. An die Stelle der Rekonstruktion vergangener Bestände und Handlungsspielräume tritt eine moralisierende Geschichtsaneignung mit aus der Gegenwart bezogenen Wertmaßstäben. Das Werturteil orientiert sich nicht mehr am Sachurteil, macht die Vergangenheit zur Gegenwart. Viele dieser Ansätze führen nach unserer Mei-

nung zur Vergangenheitsstörung, indem sie Geschichte wie eine Gegenwart betrachten. Die wissenschaftliche Legitimation des Geschichtsunterrichts muß erhalten bleiben, bzw. wieder hergestellt werden. Es geht nicht um Meinungen zu historischen Phänomenen, nicht um Geschichtsbilder, nicht um Belege für gewolltes politisches Handeln und Anweisungen, nicht um Elemente eines – die gesellschaftswissenschaftlichen Fächer integrierenden – neuen Schulfaches, zu dem die Geschichte einzelne aus ihrer Architektur herausgebrochene Steine liefern soll – darum geht es nicht, weil die wissenschaftliche Legitimation des Fachs damit negiert wird. Es geht um das wissenschaftliche Verfahren der Nachprüfbarkeit und Reflexivität und um die Offenheit zur Analyse der eigenen Bewußtseins- und Interessenlage. Die Untersuchung der Frage: Was führt mich zu meinem Urteil? Welche eigenen Erfahrungen fließen in mein Urteil? läßt Überprüfbarkeit und Diskussion zu. Dann kann der Jugendliche Mut zur eigenen Interpretation und Orientierung finden, er lernt sich selbst kennen und wird selbstgesichert.

Mir scheint, daß es an der Zeit ist, daß Wissenschaftler und Geschichtslehrer gemeinsam diesen Entwicklungen entgegentreten. Der Kongreß „Alte Geschichte für Europa“ und die Planungen für unseren Mittelalterkongreß sind ermutigende Zeichen einer solchen Zusammenarbeit. Unser Dank gilt den Wissenschaftlern, die auf diese Weise mit uns zusammenarbeiten. Ihre Mitarbeit in Lehrplankommissionen ist unverzichtbar.

Wir freuen uns auf den Dialog mit den Wissenschaftlern, möge er unsere gemeinsame Sache weiterbringen.

In diesem Sinne wünsche ich im Namen des Verbandes der Geschichtslehrer Deutschlands dem Historikertag 1996 in München einen erfolgreichen Verlauf.

Grußwort des Rektors der Ludwig-Maximilians-Universität München

Professor Dr. Andreas Heldrich

Sehr verehrter Herr Bundespräsident,
Herr Ministerpräsident,
Herr Oberbürgermeister,
meine Herren Vorsitzenden,
meine Damen und Herren,

zum zweiten Mal in diesem Jahrhundert hat der Deutsche Historikertag die Ludwig-Maximilians-Universität München als Tagungsstätte gewählt. Gemeinsam mit meinen Kollegen in unserer Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften freue ich mich über diese Auszeichnung. Ich hoffe, daß Sie sich in unserem historischen Hauptgebäude an der Ludwigstraße wohl fühlen werden. Ein wenig voreilig heiße ich Sie hier in der Philharmonie schon heute bei uns herzlich willkommen.

Die Geschichtswissenschaft spielt in der Universität München eine bedeutende Rolle. Nicht weniger als 15 Lehrstühle und 5 Institute sind derzeit dem Fach gewidmet. Mehr als 2.700 Studenten haben ihre Liebe zu diesem Studium als Hauptfach entdeckt und verwirklicht. Zwar werden sie gewiß nicht alle aus ihrem Studium auch einen Beruf machen können. Dennoch scheinen sie ihre Wahl nicht zu bereuen. Sie haben das Glück, ein allgemeinbildendes Fach zu studieren, das ihnen Spaß macht. Zugleich werden sie zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit erzogen. Beides wird auf ihrem weiteren Lebensweg ein unschätzbare Vorteil sein.

Schon in der Universität München bildet die Geschichtswissenschaft also einen besonderen Schwerpunkt. Er gewinnt an Gewicht durch das wissenschaftliche Umfeld. Die Monumenta Germaniae Historica und das Institut für Zeitgeschichte haben ihren Sitz in der unmittelbaren Nachbarschaft. Beide sind heute mit Lehrstühlen an unserer Universität in Personalunion verbunden. Hinzu kommt das Historische Kolleg, das Jahr für Jahr herausragende Vertreter des Fachs von anderen deutschen und ausländischen Universitäten nach München führt. Alles in allem also ein nahezu idealer Rahmen für historische Studien.

Lediglich die räumliche Unterbringung unserer Lehrstühle und Institute ist zumindest gegenwärtig noch desolat. Auf sieben verschiedene Standorte verteilt, versuchen sie mehr schlecht als recht die Einheit des Fachs zu erhalten.

Zum Glück hat dieser unhaltbare Zustand nun bald ein Ende. In wenigen Wochen wird mit den Bauarbeiten für die Errichtung eines neuen Historikerzentrums in der Schellingstraße direkt neben unserem Hauptgebäude begonnen. Am 9. Oktober werden wir mit Herrn Staatsminister Zehetmair den ersten Spatenstich vornehmen. Ich möchte die Gelegenheit benutzen, der Bayerischen Staatsregierung für diese tatkräftige Förderung unserer eigenen und damit auch der deutschen Geschichtswissenschaft zu danken. Es war gewiß nicht leicht, gerade in der heutigen Zeit die Mittel für dieses Bauvorhaben zur Verfügung zu stellen. Und dies, obgleich das Fach, um das es sich handelt, kaum unmittelbaren wirtschaftlichen Nutzen versprechen kann.

Bei den Verhandlungen über den Neubau hatte ich übrigens Gelegenheit, die Tragweite Ihres Leitthemas „Geschichte als Argument“ persönlich zu erproben. Ich bin dabei – auch im Gespräch mit dem Herrn Ministerpräsidenten – auf bemerkenswerte Aufgeschlossenheit gestoßen. Dieser Aufgeschlossenheit für historische Argumente haben wir auch den

neugeschaffenen Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur zu verdanken, dessen Errichtung uns sehr am Herzen lag und den wir in nächster Zukunft erstmals besetzen wollen.

Kein Wunder, daß wir uns in der Universität München bei so viel Geschichtsbewußtsein auch einen souveränen Umgang mit unserer eigenen Geschichte angewöhnt haben. So werden wir in aller Unbefangenheit im nächsten Jahr unser 525. Stiftungsfest feiern, obwohl die Ludwig-Maximilians-Universität – von Landshut kommend – erst vor 170 Jahren ihr Quartier in München bezogen hat. In der Kunst der Sitzverlegung ohne Identitätsverlust haben wir es im Lauf der Jahrhunderte zu wahrer Meisterschaft gebracht. Beim letzten Mal im Jahre 1826 hätte uns übrigens ein eigensinniger Monarch beinahe einen Strich durch die Rechnung gemacht. König Ludwig I. zeigte sich damals erzürnt über die Weigerung des Münchner Stadtrats, sich an den Baukosten für die Ludwigskirche als Universitätskirche zu beteiligen. Deshalb verfügte er eigenhändig in einer Aktennotiz: „Die Herren vom Magistrat kennen mich nicht. Sie sollen mich aber kennenlernen. Es kostet mich nur einen Federstrich und die Universität ist wieder in Landshut.“

Zum Glück ließ sich der Magistrat von dieser Drohung beeindrucken. Anscheinend empfand man es damals als einen Vorzug, eine Universität in seinen Mauern zu haben. Wir bemühen uns redlich, dieser Erwartung zu entsprechen. Auch mit dem heutigen Magistrat verbindet uns deshalb eine sehr angenehme Zusammenarbeit. Und dies ist zugleich das passende Stichwort, um dem Herrn Oberbürgermeister das Rednerpult zu überlassen.

Grußwort des Oberbürgermeisters der Landeshauptstadt München

Christian Ude

Herr Bundespräsident,
Herr Ministerpräsident,
verehrte Ehrengäste,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

auch im Namen der gastgebenden Landeshauptstadt München heiße ich Sie alle zum 41. Deutschen Historikertag herzlich willkommen.

Einen „wunderbaren Saal“ hat Friedrich Gulda die Münchner Philharmonie einmal genannt, einen Saal „mit einer erbarmungslos objektiven Akustik“. Das mag für Musiker und ihr Publikum gut oder manchmal auch weniger gut sein. Für den Verband der Historiker Deutschlands als Sachverwalter einer Disziplin, in der vielleicht nicht immer nur das Musische, umso mehr dafür das Streben nach Objektivität das Maß aller Dinge ist, scheint mir dies jedenfalls ein denkbar geeigneter Versammlungsort zu sein.

Das eigentliche Forum für die Veranstaltungen und Vorträge des 41. Deutschen Historikertages aber ist die Ludwig-Maximilians-Universität, und auch sie bietet dafür einen idealen Rahmen. Ihre historischen Institute haben ja einen ganz wesentlichen Anteil daran, daß München den Rang und Ruf eines Zentrums der Geschichtswissenschaft für sich in Anspruch nehmen kann.

Und dazu werden sie, wenn sie erst einmal unter einem gemeinsamen Dach arbeiten können, in einem neuen „Haus der Geschichte“, auch nach meiner Überzeugung in Zukunft sogar noch mehr leisten als bisher. Am 9. Oktober wird der erste Spatenstich für den Bau dieses Hauses an der Ecke Amalien-/Schellingstraße sein, ein Ereignis, über das ich mich auch persönlich sehr freue, weil mir auch persönlich daran lag, die Planungs- und Gestaltungshürden bei diesem Projekt überwinden zu helfen.

Noch in anderer Hinsicht ist München für den Verband der Historiker Deutschlands ein Tagungsort mit ganz besonderem background. In München wurde vom 5. bis 7. April 1893 die erste Versammlung deutscher Historiker überhaupt abgehalten. Es war, wie vor zwei Jahren dazu in der Zeitschrift des deutschen Geschichtslehrerverbands angemerkt wurde, ein Treffen, das „in einem für das Kaiserreich eher untypischen intellektuellen Klima“ stattfand.

Daß dabei dennoch viel von „Vaterlandsliebe“ die Rede war, von einem „strengen Pflichtbewußtsein gegen den Staat“ und gar vom drohenden „Bazillus der Sozialdemokratie“, lag wohl am Thema, das im Mittelpunkt dieser Tagung stand:

Da ging es um die Lehrpläne, die in Preußen für das Unterrichtsfach Geschichte erlassen worden waren,

da ging es um die Politisierung des Geschichtsunterrichts, die mit diesen Plänen unweigerlich verbunden war,

und da ging es um den Widerstand, der dem vor allem aus den Reihen der süddeutschen Historiker entgegengesetzt wurde.

Zu verhindern war allerdings, wie wir heute wissen, die zunehmende nationale Vereinahmung von Geschichtswissenschaft und -unterricht nicht.

Mit dem Zusammenbruch des „Dritten Reichs“ war schließlich auch hier ein Nullpunkt erreicht. Und auch hier war München wiederum die Stadt, in der mit dem ersten Deutschen

Historikertag der Nachkriegszeit im September 1949 der Neuanfang gelang, wo mit einer deutlichen Kritik an den „starken nationalistischen Tendenzen in der deutschen Geschichtsschreibung der letzten hundert Jahre“ die dringend notwendige Um- und Neuorientierung begann.

„Geschichte als Argument“, das Rahmenthema des diesjährigen Deutschen Historikertags, ist vor diesem Hintergrund durchaus doppeldeutig zu verstehen: Es beinhaltet nicht nur den pädagogischen Aspekt des Aus-der-Geschichte-Lernens, sondern es kann und soll auch auf die Gefahren einer beliebigen Verfügbarkeit der Geschichte verweisen, einer Verfügbarkeit von „Geschichte als Argument“, der sich gerade auch die Politik immer noch und immer wieder gerne bedient.

Das Interesse, das München diesem 41. Deutschen Historikertag entgegenbringt, ist groß. Das zeigen auch die diversen eigenen Beiträge, mit denen staatliche und städtische Institutionen dieses Ereignis begleiten. Von seiten der Stadt möchte ich besonders die Ausstellung herausheben, die das städtische Kulturreferat von heute an hier im Gasteig präsentiert. Der Titel ist dabei Programm: Es sind „AnSichten – vom Umgang mit Vergangenheit in München“. Es ist eine Ausstellung, die zeigen will, wie die Landeshauptstadt München, insbesondere die Fachstelle *Kommunale Geschichtsarbeit* im städtischen Kulturreferat, aber auch andere städtische Stellen, mit Geschichte umgehen.

Es ist, wie ich meine, eine sehr gelungene Darstellung sowohl der Ziele der kommunalen Geschichtsarbeit in München als auch der Methoden und Wege, über die hier von unterschiedlichsten Ansätzen aus die Annäherung an städtische Geschichte versucht wird, auch an vergessene und verdrängte Themen, wie es etwa die unrühmliche Rolle Münchens in der NS-Zeit lange war. Als „Schlußlicht“ wurde München früher oft bezeichnet, gerade wenn es um die Erforschung der jüngeren Stadtgeschichte ging. Gerade auch mit der vor sechs Jahren eingerichteten *Kommunalen Geschichtsarbeit* aber wurde dieses Defizit inzwischen sicher behoben. Die Ausstellung hier im Gasteig zum 41. Deutschen Historikertag ist dafür der beste Beweis.

Ein besonderes Angebot, das pünktlich zum 41. Deutschen Historikertag vorgelegt werden kann, ist auch die vom *Münchner Stadtarchiv* in Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv zusammengestellte Informationsschrift über die „Archive in München“. Sie gibt einen Überblick über historische Forschungsmöglichkeiten in München, gegliedert nach den einzelnen Fachgruppen des Vereins deutscher Archivare, wie es das so umfassend und in einer solchen Breite noch nie gab. Ich muß sagen, ich bin selbst überrascht, wie viele gute und erste Adressen es hier gibt in unserer Stadt, und ich begrüße es sehr, daß auch jeder Teilnehmer des Historikertags ein Exemplar dieses Münchner Archivführers erhält. Besser und überzeugender könnte eine Werbung für Münchens Standortqualitäten als Zentrum der historischen Wissenschaft und Forschung kaum sein.

Es ist eine Einladung an alle Historiker und historisch Interessierten, und ich schließe mich dieser Einladung gerne an, die Arbeitsmöglichkeiten, die ihnen die Münchner Archive bieten, auch entsprechend zu nutzen.

Doch fürs erste darf ich Sie heute zu dem städtischen Empfang einladen, den wir im Anschluß an diese Eröffnungsveranstaltung in den Foyers der Philharmonie geben.

Damit heiße ich Sie noch einmal herzlich willkommen in München.

Und damit wünsche ich dem 41. Deutschen Historikertag einen vollen Erfolg.

Grußwort des Bayerischen Ministerpräsidenten

Dr. Edmund Stoiber

Herr Bundespräsident,
Herr Oberbürgermeister,
Herr Professor Gall,
meine sehr verehrten Damen,
meine sehr verehrten Herren,

namens des Freistaats Bayern begrüße ich Sie herzlich zum 41. Deutschen Historikertag in der bayerischen Landeshauptstadt, der Geburtsstadt des Deutschen Historikertages.

Das Rahmenthema des diesjährigen Deutschen Historikertages lautet: „Geschichte als Argument“. Eine glücklichere Formulierung hätte man für einen Historikertag, der im Freistaat Bayern veranstaltet wird, kaum finden können. Es erscheint dem Freistaat, der Tradition, in welcher er sich sieht, und dem Selbstverständnis seiner Bürger wie auf den Leib geschneidert: Denn Bayern legitimiert sich zu einem maßgeblichen Teil immer wieder auch historisch.

Die altbayerische Tradition, wie die Neubayerische seit Montgelas, verlangt immer wieder mit Nachdruck nach historischer Fundierung. Traditionsbewußtsein ist für uns ohne kreativen Umgang mit Geschichte nicht denkbar. Das gilt für ruhigere Zeiten ebenso wie für Zeiten der Gefährdung. Dies schlägt und schlug sich nieder in einer Fülle von geschichtlichen Darstellungen. Dabei ist diese erstaunliche Fülle seit den frühesten Zeiten nur zu begreifen mit dem Blick auf die staatspolitische Funktion, welche geschichtliches Denken in Bayern schon seit den ältesten Zeiten besitzt.

Zur bayerischen Historiographie gehört ganz selbstverständlich das Bekenntnis zum bayerischen Staat als einer Ordnungsform, in der wir leben, weil sie uns gemäß ist. Dabei handelt es sich nicht um eine wertfreie, rein deskriptive Beschreibung gesellschaftlicher Formen und Kräfte. Denn Bayern ist für den bayerischen Historiker nicht nur ein Gefäß für gesellschaftliche Abstraktionen. Unser Land ist vielmehr für ihn immer zuerst die Heimat lebendiger Menschen. Auf diesen Nenner hat es Andreas Kraus in seiner Schrift „Bayerische Geschichtswissenschaft“ gebracht.

Geschichtliches Wissen ist Teil der bayerischen Identität. Quelle dieses Wissens ist eine bayerische Geschichtswissenschaft, die auf die Bildungsträger und Medien in Bayern einen nachhaltigen Einfluß ausüben kann, weil sie ein elementares Bedürfnis der Menschen unseres Landes nach Orientierung im geschichtlichen Raum befriedigt.

Darum wird in Bayern Geschichte als eigenständiges Lehrfach an allen Schularten sein Profil behalten. Dies gilt grundsätzlich auch für die Hauptschule. Allerdings kommt hier im Interesse des praktischen Lernens eine stärkere Verknüpfung mit den Fächern Sozialkunde und Erdkunde in Betracht. Das hat sich ja auch in der Oberstufe der Gymnasien bewährt.

Geschichte, vor allem Bayerische Geschichte, so hat man den Eindruck, hat Konjunktur wie zu keiner Zeit vorher. Jeder von Ihnen kennt das Literaturspektrum, das unter der Vokabel „Bavarica“ angeboten wird und in großen Zügen historisch ausgerichtet ist. Fernsendungen über historische Ereignisse und Entwicklungen erfreuen sich in Bayern seit

Jahrzehnten zunehmender Beliebtheit. Ich erinnere etwa an die Reihe zur Sendlinger Mordweihnacht vom vergangenen Dezember. Historische Ausstellungen stoßen auf regen Zuspruch und setzen touristische Akzente, um die sich die Regionen Bayerns reißen.

Bayern investiert auch in Zeiten knapper Kassen in Wissenschaft und Forschung. So kommen die Gewinne aus den Privatisierungserlösen zu einem erheblichen Teil der Wissenschafts- und Forschungsinfrastruktur unseres Landes zugute. Auch die Geschichtswissenschaft profitiert davon. Im kommenden Monat beginnen wir in München mit den Bauarbeiten für einen Geschichtskomplex der Ludwig-Maximilians-Universität. Die Kosten hierfür belaufen sich auf knapp 60 Millionen DM. Künftig werden dann alle Geschichtslehrstühle dieser Münchener Universität unter einem Dach vereint sein. Im Zuge der Baumaßnahmen können dann auch die bisher dezentral organisierten Bücherbestände der einzelnen Geschichtsinstitute zusammengeführt werden.

Das Interesse unserer Bürger an historischer Bildung kann sich sehen lassen. Über 200 Geschichtsvereine verzeichnet unser Land. Mit weiteren 100, die nicht zentral erfaßt sind, muß man rechnen. In diesen Geschichtsvereinen sind etwa 40 bis 50.000 bayerische Bürger integriert. Dabei handelt es sich um hochmotivierte Bürger, denen die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft unseres Landes besonders am Herzen liegen. Mit einer Zahl läßt sich ganz generell das Interesse der bayerischen Bevölkerung an geschichtlichen Themen ausloten: Beim „Tag des offenen Denkmals“ vor etwa zwei Wochen kam es landesweit zu etwa 500 Veranstaltungen, in deren Verlauf ca. 500.000 Bürger unseres Landes mobilisiert wurden.

Bayerische Politik in Deutschland und Europa ist ohne Rückgriff auf die Geschichte, auf die historische Erfahrung und ohne immer wieder vorzunehmende Neuordnung und Neustrukturierung des historischen Wissens undenkbar. Was könnte das besser belegen als die aktuelle Diskussion um die deutsch-tschechische Erklärung? Eine einvernehmliche Bewertung gemeinsam erlebter Geschichte ist Voraussetzung für eine wirkliche Aussöhnung. Dazu sind wir auf einem guten Weg.

Die deutsche Nation und die Vorstellung davon, was sie ausmacht, setzte Bayern und seine Politik spätestens seit der Romantik einem gewaltigen Legitimierungsdruck aus. Das Verhältnis von Einheit und Vielfalt wurde zum politischen Problem bereits auf dem Weg zu einem deutschen Nationalstaat.

Heute ist unverkennbar, daß durch die vielfältigen Umbrüche, welche Bayern zumindest in seinem territorialen Bestand und in seinem Selbstverständnis im Vergleich zu den anderen Regionen Deutschlands immer wieder relativ unbeschadet überstanden hat, unser Land in eine Sonderposition gelangt ist. Das muß sich naturgemäß auch auf Bayerns Haltung zu zentralistischen Tendenzen innerhalb Deutschlands, aber auch gegenüber einem geeinten Europa auswirken.

Europa versucht, sich ebenfalls historisch zu legitimieren. Es tut sich aber, allen Bekenntnissen zur Vielfalt zum Trotz, in der praktischen Politik immer wieder schwer, dabei der einmaligen und originären Staatlichkeit der deutschen Länder gerecht zu werden.

Es ist eine spezifische deutsche Erfahrung, daß gerade in Zeiten der Krise oder strukturellen Veränderung in Wirtschaft und Gesellschaft es immer wieder vor allem die dezentralen Kräfte waren, welche die Neustrukturierung und den Wiederaufbau in die Hand genommen und bewältigt haben. Das Reich gedieh in Deutschland vornehmlich auf der Grundlage der politischen, ökonomischen und sozialen Vorarbeit in den landesherrlichen Terri-

torien. Insofern ist die darin zum Ausdruck kommende Variante des Subsidiaritätsprinzips nicht philosophischen Überlegungen entsprungen. Es handelt sich bei ihr vielmehr um ein Gestaltungsprinzip, das unser Land auch durch Nachdenken über das Werden der Staatlichkeit in Deutschland gewonnen hat.

Das bedeutet aber in der Konsequenz, daß die Vision Europa und die Gestaltung des politischen Weges dorthin einer gründlichen Festigung durch die Diskussion und das Bewußtwerden nationaler und regionaler historisch gewachsener Eigenarten und Erfahrungswerte bedürfen. Wer neue europäische und deutsche Visionen aufzeigt und sie politisch ansteuert, der muß den Ländern nachweisen, daß sich dahinter ein praktischer Vorteil oder eine vitale Notwendigkeit für alle kleineren Einheiten, bis hin zu den einzelnen Menschen, verbirgt.

Bayern will und soll in Deutschland und Europa als Staat handlungsfähig bleiben und als erkennbares staatliches Subjekt ein eigenes Profil bewahren. Darum hat unser Land auch ein ganz vitales Interesse, das historische Bewußtsein seiner Bürger zu pflegen und, wenn möglich, weiter zu heben, die Geschichtswissenschaft zu fördern und von ihren sachlichen und methodischen Fortschritten sowie von ihren generellen Erkenntnissen vom Menschen zu profitieren.

Die Reformen des Grafen Montgelas haben vor nicht ganz 200 Jahren dem bayerischen Staat neue und für die damalige Zeit zukunftsweisende Grundlagen gegeben. Sie haben die Bevölkerung des Landes aus dem Status der Untertanen herausgeführt auf einen Weg, an dessen Ende der emanzipierte Staatsbürger stehen konnte. Ein Großteil dieser Reformen hatte über 200 Jahre Bestand und hat dem bayerischen Staat über 200 Jahre die Kraft gegeben, auch schwerste Krisen zu bestehen.

Heute befinden wir uns mitten in einer ganz neuen Herausforderung, deren Dramatik wir noch nicht abschätzen und deren geschichtliches Ziel wir schon gar nicht erfassen können. Der globale Wettbewerb der Wirtschaftsstandorte, die Globalisierung der Märkte und eine bisher unvorstellbare Vernetzung der Welt durch neue Datensysteme engen die Handlungs- und Steuerungsmöglichkeiten der Staaten immer weiter ein. Die bisher gegebene Souveränität der Staaten verblaßt. Sie erscheint manchen punktuell bereits in Auflösung.

Relativ kleine Gruppen der Gesellschaft können die Chancen dieser Neustrukturierung der Welt nutzen und nutzen sie auch. Zurück bleiben hochkomplexe und aus diesem Grund zunehmend auch handlungsunfähige politische Ordnungen, die sich allmählich nicht mehr in der Lage sehen, bisher gewohnte staatliche Leistungen, etwa für Bildung, Daseinsvorsorge, soziale Sicherheit usw., zu erbringen.

Wird das so weit führen, daß die staatlichen Ordnungen nicht einmal mehr die elementaren Dinge, die eine staatliche Ordnung überhaupt rechtfertigen, gewährleisten können? Zu denken wäre an inneren Frieden und ein Mindestmaß an existentieller Sicherung. Wird künftig nicht mehr das gemeine Wohl aller Staatsbürger im Mittelpunkt stehen, sondern das ökonomische Interesse global agierender Unternehmen und die politischen Zielsetzungen weltweiter Organisationen von Greenpeace bis Amnesty, welche die Geschehnisse der Welt und der Menschen bestimmen?

Wie soll die Politik auf diese Herausforderungen reagieren? Kann sie sich dem augenscheinlichen Trend der ökonomischen Entwicklung überhaupt entziehen, an deren Ende vielleicht auch das Ende klassischer Staatspolitik stehen könnte?

Niemand wird von der Geschichtswissenschaft schlüssige Antworten zur Lösung der Fragen unserer Zeit erwarten. Die Geschichtswissenschaft kann aber angesichts der uns bedrängenden Probleme ihren Gegenstand methodisch und inhaltlich so neu strukturieren, daß sich daraus generelle Handlungsmaximen für die Politik erschließen lassen.

Geschichte ist nicht nur eine Wissenschaft *von* Menschen in der ganzen Komplexität seiner sozialen, wirtschaftlichen, technologischen, psychologischen, politischen und kulturellen Bezüge. Sie ist immer auch *für* den Menschen da, indem sie eine Haltung erzeugen kann, aufgrund der er vernünftiger, humaner und vorausschauender zu planen und zu handeln in der Lage ist, als dies in der Vergangenheit möglich war.

Die Politik braucht, will sie sich nicht dem blinden Zufall hingeben oder einer Ideologie verfallen, die Sicherung durch eine solide historische Retrospektive. Zivilisatorisch befindet sich Europa mittlerweile in einer Höhenregion, die politische Fehler, wie sie vor allem in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts begangen wurden, nicht mehr verzeiht. Sie würden den Untergang Deutschlands und Europas bedeuten. Darum sind das historische Argument und der Dialog mit einer freien Geschichtswissenschaft heute wichtiger denn je.

In diesem Sinne wünsche ich dem 41. Deutschen Historikertag einen recht ertragreichen Verlauf. Vor allem den Gästen von auswärts sollen die Tage hier in Bayern auch fruchtbare Eindrücke von unserem Land und seinen Menschen schenken.

Rede des Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland

Prof. Dr. Roman Herzog

I.

Als ich das Motto Ihres diesjährigen Historikertages las: „Geschichte als Argument“, da wurde mir doch ein bißchen schwummerig. Natürlich wird, nicht zuletzt in der Politik, immer wieder einmal mit der Geschichte argumentiert – ob mit mehr oder weniger Glück, will ich hier ganz offen lassen. Und gefährlich wird die Sache dadurch, daß der Rückgriff auf die Geschichte meist in solchen Momenten geschieht, in denen es um eine grundsätzliche Neuorientierung der Politik geht, in denen also das Bedürfnis nach Orientierung besonders groß und die Berechenbarkeit der Zukunft besonders klein ist. Die Geschichte wird meist dann zum Argument, wenn man in einer Gegenwart nicht mehr so recht weiter weiß.

Das alles wäre noch relativ leicht zu bewerkstelligen, wenn man mit dem alten Leopold von Ranke die Geschichte – oder besser: die Geschichtswissenschaft – noch als das Wissen darum betrachten könnte, „wie es gewesen ist“. Aber auch das ist ja vorbei. Wir wissen längst von jener – gleichsam Heisenbergschen – Unschärferelation, die – wenn Sie mir diese fächerübergreifende Übertreibung gestatten – auch in der Historie gültig ist, nicht nur, weil in jeder geschichtlichen Phase unendlich viel geschieht, was nicht schriftlich festgehalten wird, auch nicht nur, weil das Wissen darum, wie die beteiligten Menschen ihre Zeit wirklich verstanden haben, immer bruchstückhaft sein wird, sondern vor allem, weil auch der objektivste Historiker die Fragen, die er an die Geschichte richtet, stets – zumindest auch – aus seiner eigenen Zeit und seinem eigenen Erfahrungshorizont nehmen wird. Und außerdem: Geschichte löst sich fast immer in die verschiedensten Perspektiven auf, man kann nicht nur Ereignisse, Entscheidungen und soziale Strukturen betrachten, sondern auch Personen, Mentalitäten und so weiter. Und je nachdem, welche von diesen Perspektiven man sich auswählt, wird sich auch die Geschichte anders darstellen.

Wir erleben augenblicklich, ohne es recht zu bemerken, ein besonders aufregendes Beispiel solcher „unschärfebedingter“ Blickwinkelverengung in den Diskussionen um die Gestalt des künftigen Europas, weil wir unsere Fragestellungen und Paradigmen ausschließlich aus den Kategorien des durchorganisierten Nationalstaates entnehmen. Bezögen wir andere historische Gebilde mit ein – entweder das Römische Reich vor Caracalla oder das britische Empire des 18. und 19. Jahrhunderts, vom Heiligen Römischen Reich deutscher Nation gar nicht einmal zu sprechen –, so würde sich die Zahl der denkbaren Lösungsmöglichkeiten sprunghaft erhöhen – wie immer man sich dann auch entschiede.

Sie merken, daß ich mich allmählich, wenn auch auf spiralenförmigen Wegen, der offenen Frage nähere, die sich in Ihrem Generalthema ebenfalls verbirgt: der alten und doch ewig jungen Frage, ob man aus der Geschichte lernen kann. Ich möchte dazu nur drei Punkte erwähnen, von denen Sie zu Recht sagen werden, sie seien nicht neu, von denen ich meinerseits aber sagen muß, daß sie mein persönliches und auch mein politisches Denken und Verhalten seit langem mitbestimmen:

Zunächst habe ich aus meiner Befassung mit der Geschichte etwas gelernt, was mich selbst bestimmt und was ich auch meinen – besonders den deutschen – Zeitgenossen vermitteln möchte. Lassen Sie es mich salopp sagen: Wer einige tausend Jahre Menschheitsgeschichte

halbwegs überblickt, der ist mehr als alle anderen vor jener wuschelköpfigen Aufgeregtheit sicher, von der sich mancher Zeitgenosse so leicht und immer wieder erfassen läßt. Geschichtliches Wissen ist stets die Quelle jener Gelassenheit, die die erste Voraussetzung für wirklich rationale politische Analysen und für rationales politisches Handeln sein sollte.

Ein Zweites kommt hinzu: Aus der Geschichte lernen zu wollen bedeutet auch die Entschlossenheit oder zumindest die Bereitschaft, „es“ in Gegenwart und Zukunft besser zu machen, sich seinen Aufgaben also nicht um kurzfristiger Effekte willen und aus augenblicklichen Affekten heraus zu stellen. Das soll auch mein einziger Beitrag zum Thema „Historikerstreit“ sein. Mich interessieren hier nicht irgendwelche Zahlenspiele und Vergleiche, sondern die Konsequenzen, die wir daraus für die Zukunft und besonders gegenüber unseren Kindern und Enkeln zu ziehen haben.

Und schließlich will ich beim Versuch, aus der Geschichte zu lernen, historische Zusammenhänge und Entwicklungen besser verstehen lernen – nicht um daraus zu schließen, daß sie sich auch in der Zukunft wieder so abspielen müssen, wohl aber um ihre Wiederholung für möglich zu halten und das in meine Überlegungen jederzeit einfließen zu lassen. Auch dazu nur ein Beispiel: Ich fühle mich in unserer Zeit mit ihrem Wohlstand und ihren relativ gesicherten demokratischen und rechtsstaatlichen Verhältnissen ausgesprochen wohl. Wenn mir der Blick auf den Globus und – eben – auf die Geschichte aber sagt, daß dieser Zustand erst seit rund zweihundert Jahren und überdies nur zu einem Bruchteil auf der Erde besteht, so muß ich daraus schließen, daß er, aufs ganze gesehen, nicht der Normalfall, sondern die Ausnahme ist, daß man dafür dankbar sein soll, und daß man sich sehr bemühen muß, ihn auch noch länger zu erhalten. Ich kann freilich nicht behaupten, daß diese Erkenntnis in unseren Breiten heute Allgemeingut sei.

II.

Ich habe soeben davon gesprochen, daß die Frage nach der Geschichte und ihren Lehren meist in solchen Zeiten auftritt, in denen das Bedürfnis nach Orientierung deshalb besonders groß ist, weil die Zukunft besonders wenig berechenbar erscheint. Man verwendet dafür gern den Begriff „Umbruchzeiten“, der mir allerdings etwas suspekt ist, weil ihm erstens eine gewisse, mir unangenehme Vollmundigkeit innewohnt, und weil man zweitens stets erst nach Ablauf einiger Menschenalter sagen kann, ob es seinerzeit wirklich zu Umbrüchen, also zu grundlegenden Neuorientierungen gekommen ist. Dennoch möchte ich in meinen folgenden Ausführungen diesen Maßstab versuchsweise an unsere Gegenwart anlegen.

Ein Datum gibt hierfür den Anlaß. Ich denke dabei nicht an die Jahrhundert- oder Jahrtausendwende, die natürlich auch dazu einlädt, das Vergangene zu rekapitulieren und sich in Prophezeiungen für das Zukünftige zu ergehen. Aber wir stehen, was das Jahr 2000 betrifft, doch eher vor einem künstlichen Produkt unseres Kalenders – hätten wir Mondjahre, so läge die scheinbare Zäsur längst hinter uns. Ich denke an eine ganz andere geschichtliche Zäsur: nämlich das Jahr 1989. Mich beschäftigt die Frage: Was bedeutet dieses Jahr für die Geschichte? Und damit meine ich nicht nur die deutsche Geschichte, ich frage das ebenso für die europäische und für die globale Geschichte.

Darauf gibt es natürlich schnelle Antworten. Aber damit würde ich Ihre Erwartungen in zweierlei Hinsicht nicht erfüllen: Erstens wäre meine Rede dann sehr schnell zu Ende,

und zum anderen kennen Sie mich wohl als jemanden, der sich nicht immer mit einfachen Antworten zufrieden gibt.

Gemeinhin wird gesagt, mit dem Zusammenbruch des kommunistischen Herrschaftsbereichs zwischen 1989 und 1991 sei der Kalte Krieg zu Ende gegangen und die Blöcke, in die die Welt seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs aufgeteilt war, hätten sich aufgelöst. Aber ist das alles?

In der Tat haben sich Polaritäten aufgelöst, die unser Jahrhundert geprägt haben. Es ist der Systemkonflikt des 20. Jahrhunderts zu Ende gegangen, der 1917 von der Russischen Revolution ausgelöst worden war. Es ist eine Antinomie aufgelöst worden, in der die Generationen dieses Jahrhunderts aufgewachsen sind und die – nach 1945 ins Globale erweitert – die Welt in zwei Lager gespalten hat. Erstmals hat sich die Idee der Freiheit weit verbreitet und fast unbestritten durchgesetzt. Noch nie war die Demokratie als Regierungsform in weiten Teilen der Welt so eindeutig anerkannt. Und nie war wohl auch die Zustimmung dazu größer, daß die Marktwirtschaft die Wirtschaftsordnung ist, die die Energien und den Einfallsreichtum der Menschen am unmittelbarsten und deshalb am sichersten in Wohlstand verwandelt.

Nachdem aus Europa die schlimmsten Katastrophen in die Welt hineingetragen worden sind, ging 1989 ein positives Signal von ihm aus: der friedliche Freiheitswunsch von Millionen von Menschen. Seitdem – auch das ist klar – blickt die Welt auf Europa als Experimentierküche und fragt, ob und wie die neue Situation hier bewältigt wird – und nicht nur in bezug auf den Demokratisierungsprozeß oder auf die Erfahrungen mit der Marktwirtschaft, sondern auch in bezug auf die regionale, europäische Einigung –, die ja auch an vielen Stellen der Welt in der einen oder anderen Weise nachgeahmt zu werden beginnt.

Der Gegensatz zwischen Ost und West beherrschte freilich nicht nur Politik und Wirtschaft. Er prägte ebenso die Gesellschaften und ihr Menschenbild. Vor allem aber beeinflusste er die Vorstellung von der Geschichte und die Erwartungen an die Zukunft.

Meine erste Frage lautet also: Was bedeutet die Zäsur von 1989 für die Geschichte? 1989 bedeutet hier, daß geschlossene Geschichtsbilder widerlegt worden sind, wie sie der historische Materialismus im Osten, aber auch westliche Varianten des Historizismus und des ökonomischen Determinismus anboten. 1989 ist der beste Beleg für die Offenheit der Geschichte, dafür, daß es keine gesetzmäßigen Notwendigkeiten gibt, sondern daß Gegenwart und Zukunft zunächst einmal von den Menschen selbst abhängen.

Ansätze, die die Offenheit und Dynamik der geschichtlichen Entwicklung negieren, gibt es ja immer wieder, auch heute noch. So etwa die Fiktion vom „Ende der Geschichte“, die ja übrigens nicht Francis Fukuyama ‘erfunden’ hat, sondern die viel älter ist. Schon Arnold Gehlen brachte die Idee – wieder – ins Spiel, indem er die Gesellschaft als perfekt funktionierende Maschinerie prognostizierte, in der alle Entscheidungsprozesse absorbiert werden würden. In einem stationären gesellschaftlichen Endzustand wären Veränderungen, Reformen oder gar Revolutionen ausgeschlossen. Die Rolle der Geschichte würde sich somit auf, wie Gehlen es nannte, einen „stillen Sickerprozeß der Menschheit“ reduzieren.

Bedenklich an solchen Utopien ist zweierlei: Zum einen, daß der Faktor Mensch, sein Streben, seine Ideen, sein Wollen keinen Platz mehr finden. Als Ziel wird ein Zustand gesetzt, dem sich der Mensch nur noch als ausführendes Teil einfügt. Ein Modell aber, in

dem die positiven und negativen Kapazitäten der Menschen eingegeben werden, wird meines Erachtens kaum je zu verwirklichen sein.

Verstehen Sie das bitte nicht als einen naiven Glauben an das Gute im Menschen, sondern als die Überzeugung, daß – ob zum Guten oder Schlechten – der Mensch sich letztlich nicht die Möglichkeit nehmen lassen wird, zu handeln, Neues aufzubauen, Dinge zu verändern, natürlich auch Fehler und Verbrechen zu begehen. Eine Utopie vom Ende der Geschichte, die in den Selbstlauf der Ereignisse übergeht, ist nicht nur eine Schreckensvision. Sie ist auch gefährlich, weil sie keinen Platz für menschliches Handeln und menschliche Verantwortung mehr läßt. Solche Utopien sind im wahrsten Wortsinne verantwortungslos.

Was das bedeutet, hat der historische Materialismus zur Genüge gezeigt. Inzwischen hat sich erwiesen, daß es solche Gesetze der Geschichte nicht gibt. Niemand kann daher auch mit Sicherheit die Zukunft vorhersagen. Deswegen sind wir gezwungen, uns weder auf vermeintlich todsichere Prognosen zu verlassen, noch uns darauf zu verlassen, daß die Dinge schon ihren Lauf nehmen werden. Vor allem dürfen wir nicht den Fehler begehen, aus Abläufen der Vergangenheit auf notwendige und unvermeidliche künftige Entwicklungen zu schließen. Lassen Sie es mich mit Karl Raimund Popper sagen: „Die Zukunft hängt von uns selbst ab, und wir sind von keiner historischen Notwendigkeit abhängig.“

Vor diesem Hintergrund jetzt also nochmals die Frage: Was bedeutet das Jahr 1989 für die deutsche, europäische und globale Geschichte?

Erstens: Zunächst zur deutschen Geschichte.

Seit 1945 gab es für die Deutschen – und zwar weder im Osten noch im Westen – keine Daten, die zu „historischen Festpunkten“ geworden wären. Aber auch eine Gesellschaft mit gebrochener Geschichte braucht „positive Orientierungspunkte“. Sonst besteht die Gefahr für sie, in Geschichtslosigkeit oder gar Geschichtsfeindlichkeit zu verfallen.

Das Jahr 1989 könnte, wenn ich recht sehe, erstmals zu einem solchen positiven Orientierungspunkt werden. In demselben Jahr, in dem die Bürger der Bundesrepublik eine vierzig Jahre währende stabile Demokratie feiern konnten, vollzogen die Menschen der DDR die erste unblutige und dennoch erfolgreiche Revolution der deutschen Geschichte mit demokratischer Zielsetzung. 1989 kann – wenn wir das nur wollen – in die Geschichte daher als ein erinnerungswürdiges Datum für die doppelte demokratische Bewährung der Deutschen eingehen. Wir sollten das bei Gott nicht unterschätzen.

Noch ein weiteres ist mir dabei wichtig: Die Deutschen haben 1989 auch einen Anfangspunkt für eine positive Geschichtsaneignung gesetzt. Nach 1945 waren es die negativen Lektionen des ‘Dritten Reiches’, die die Generationen darauf verpflichteten, es „besser zu machen“. Mit 1989 ist diese Verpflichtung zwar keineswegs erloschen, es ist aber eine weitere dazu gekommen: der Wille, Opfer zu bringen, die Bereitschaft, etwas zu riskieren, die Motivation, etwas Neues aufzubauen, der Mut, sich von Gewohntem zu verabschieden in der Hoffnung, etwas Besseres zu schaffen. Das sind die positiven Lektionen von 1989. Oder sie könnten es zumindest sein, wenn wir nur zu klagen aufhörten und es nur wollen.

Und eine weitere positive Botschaft ging von diesem Jahr aus: In den anderen Staaten hatte man die Wiederkehr eines neuen deutschen Nationalismus befürchtet. Gestaut hat man dann aber über etwas ganz anderes – und man tut es heute noch, wie ich es bei unzähligen Reisen erfahren kann –: über die Solidarität, die Leistungsbereitschaft und die

Leistungsfähigkeit der Deutschen – das sehen nur wir selbst oft anders. Und gestaunt hat man auch über das Ausbleiben jeglicher nationalistischer Töne. Daß Deutschland sich nicht einen Deut von jener Position wegbewegt hat, auf die sich die internationale Gemeinschaft jahrzehntelang hatte verlassen können, das war sozusagen die positive Lektion nach außen.

Freilich gibt es Menschen, die so etwas wie das Fehlen eines neuen Nationalgefühls bemängeln. Ich teile diese Meinung nur bedingt. Gewiß – an Patriotismus möchte auch ich mich von niemand übertreffen lassen, und wenn ich unseren Staat im Ausland verrete, kommt es mir entscheidend darauf an, meinen Gesprächspartnern auch das Selbstbewußtsein zu vermitteln, das dieser neue deutsche Staat für sich in Anspruch nehmen kann. Dieses Selbstbewußtsein ist begründet, und mir geht es dabei nicht in erster Linie um unsere wirtschaftliche Prosperität, sondern um die Leistung, die darin besteht, daß es uns gelungen ist, nach furchtbaren Untaten und einem entsetzlichen Zusammenbruch ein friedliches und demokratisches Deutschland aufzubauen, das mit seinen Nachbarn in gutem Einvernehmen steht, das ihnen Vertrauen entgegenbringt und von ihnen auch wieder Vertrauen erfährt, das seine Rolle in der Welt als Helfer in schwierigen Situationen, als Quelle kultureller Leistungen und zunehmend auch als redlicher Makler in der Weltpolitik spielt und das sich von den schlimmen Teilen seiner Vergangenheit weder durch Herunterspielen des damals Geschehenen noch durch den dauernden Hinweis auf die Fehler anderer hinwegzustehlen versucht; denn auch die Angst vor dem Blick auf eigene Fehlleistungen in der Geschichte und Verbrechen in der Geschichte ist eine Form der Feigheit, die keinem auf die Dauer Ehre einbringt. Mehr und mehr werden die Völker nach ihren Leistungen für die Welt beurteilt – und nicht danach, wie sehr sie in sich selbst verliebt sind. Und das ist gut so.

1989 bedeutet außerdem auch, daß sich zwei zeitgeschichtliche Kapitel allmählich schließen und in den Zustand der Geschichte übergehen: das Kapitel der kommunistischen Diktatur in der DDR und das Kapitel der Bonner Republik. Nostalgien und der verklärte Blick zurück sind auf der einen wie auf der anderen Seite falsch. 1989 fand sozusagen auch die Vereinigung der deutschen Nachkriegsgeschichten statt. Das heißt aber wiederum: Wir werden uns sowohl in der Verantwortung für die Geschichte einigen müssen als auch in der Verpflichtung für die Zukunft.

Zweitens: Was bedeutet 1989 für den Nationalstaat und für Europa?

Nicht nur in bezug auf Deutschland, auch für Europa reiht sich die Jahreszahl 1989 hinter zwei anderen Zahlen ein, nämlich 1918 und 1945. Mit diesen Fixpunkten im Blick erkennen wir leicht die besondere Bedeutung des Jahres 1989: daß es nämlich erstmals in der Geschichte Europas einen Konsens über den Wert von Freiheit und Demokratie gibt. Wie es ein deutscher Historiker einmal ausdrückte, ist nach der „Zwiefalt des kalten Krieges und nach der Einfalt der kommunistischen Diktaturen endlich die Vielfalt Europas, seines Denkens und seiner Wertewelt wieder möglich.“

Aber auch solchen neuen Konstellationen können alte Gefahren innewohnen: So erleben wir, daß nationalstaatliche Konflikte den Aufbauprozess von Demokratien gefährden. Es scheinen zwei große Strömungen miteinander zu ringen: einerseits die zunehmende internationale Verflechtung und die Globalisierung der Märkte und der Politik, andererseits das, was man in Europa die Renaissance der Nation nennt. Es heißt, die Nation stehe wieder im Zentrum der politischen Debatte. Das wird zunächst bestätigt durch das Auf-

kommen von nationalen und nationalistischen Bewegungen in vielen Teilen Europas seit dem Fall des Eisernen Vorhangs. Die schlimmsten Auswirkungen des übersteigerten Nationalismus haben wir im ehemaligen Jugoslawien miterlebt.

Zunächst war es ja nur natürlich, daß gerade die Osteuropäer nach dem Wegfall der kulturnivellierenden marxistischen Doktrin die Nation wieder als Symbol der Freiheit und als Leuchtturm für geistige Orientierung verstanden haben. Leider hat sich das dann zum Teil in die bekannten Extreme übersteigert.

Unsicherheiten sind nach so tiefgreifenden und vor allem rasanten Umbrüchen verständlich. Ob es sich um den vom kommunistischen Joch befreiten Osten Europas handelt oder um den Westen Europas, dem sein Feindbild im Osten verloren gegangen ist, ob es sich um den Norden der Welt handelt, der seine industriellen und sozialen Strukturen dem technischen Wandel und der Globalisierung der Wirtschaft anpassen muß oder um den Süden der Welt, der befürchtet, daß er bei diesem Prozeß überhaupt vergessen wird – meines Erachtens geht es insgesamt um die Suche nach neuer Orientierung.

Das Ziel für uns liegt aber fest: Europa. Wir stehen an einem Epochenwechsel. Das Prinzip der Abgrenzung, aus dem im 19. Jahrhundert die Nationalstaaten entstanden, taugt heute ebensowenig mehr wie das der Expansion, das ja auch mit dem Nationalstaat verbunden war. Wir sind am Ende dieses Jahrhunderts dabei, die nationalstaatliche Form zu überwinden, die in ihrer ideologischen Übersteigerung den Kontinent in den Abgrund gezogen hat. Ich sage bewußt, der Nationalstaat ist dabei, sich zu verabschieden, nicht die Nation. Ich sehe es noch lange nicht kommen, daß die Nationen verschwinden, auch wenn kluge Männer wie Ernest Renan oder Ernest Gellner völlig zu Recht darauf hingewiesen haben, daß die Periode der Nation in der Weltgeschichte nur einen ziemlich kleinen Zeitraum einnimmt und daß Nationen keine „natürliche, Gott gegebene Art der Klassifizierung von Menschen“ (Ernest Gellner) sind. Und solange die Nationen bestehen, solange werden sie natürlich auch in ihren eigenen Staaten leben.

Der „Nationalstaat“ mit den dazugehörigen Souveränitätsvorstellungen hat sich jedoch überlebt. Im 19. Jahrhundert gab es zwei Kriterien für diese Nationalstaatlichkeit: Zum einen das militärische Potential – das sowohl zur Verteidigung des eigenen als auch zur Eroberung anderen Territoriums dienen sollte – und zum anderen das wirtschaftliche Potential. Beides gilt längst nicht mehr: Kein Staat kann heute mehr seine Bevölkerung oder sein Gebiet aus eigener Kraft schützen, ob militärisch oder umweltpolitisch. Und autonome Wirtschaftspolitik kann er auch nicht mehr betreiben. Als impermeables Gebilde im Stil des letzten Jahrhunderts gibt es den „Nationalstaat“ also nicht mehr, und um ganz deutlich zu werden, es sollte ihn auch nicht mehr geben. Er ist dabei, zu klein zu werden für die großen Probleme des Lebens und zu groß für die kleinen. Das sehen wir doch täglich: Der Weg in die Zukunft kann für uns nur lauten – Europa.

Robert Schumann hat einmal gesagt: „Den Nationalismus der anderen können wir nicht widerlegen, wenn wir ihm unseren eigenen Nationalismus gegenüberstellen.“ Die Europäische Union muß daher weiterhin ein Beispiel dafür bleiben, daß das Prinzip der Einbindung mehr Stabilität garantiert als das des „balance of power“ und daß Integration zukunftsträchtiger ist als Abspaltung. Es wäre absurd, wenn Europa die Strategie der Integration gerade in dem Moment vergessen würde, in dem der Rest der Welt beginnt, sie von ihm zu lernen. Und es wäre ebenso absurd, wenn nach fünfzig Jahren künstlicher und

erzwungener Trennung zwischen Ost- und Westeuropa nicht das gemeinsame europäische Erbe in den Vordergrund rückte, sondern das Nationale.

Und auch das muß klar sein: Mit Europa kann weder ein bürokratischer Superstaat noch eine bloße Freihandelszone gemeint sein. Es gibt also dementsprechend auch zwei Gefahren für die europäische Zukunft: Wenn die Europäische Union nicht bürgernah gestaltet wird, spielt sie denjenigen die besten Argumente in die Hand, die zurück zum Nationalstaat wollen. Und fehlende Einigkeit innerhalb der Union kommt ebenfalls nur den Verfechtern des Nationalstaats zugute. Hier liegen Aufgaben für eine funktionsfähige, demokratisch verfaßte europäische Gemeinschaft, die wir noch lange nicht erledigt haben.

Drittens: Lassen Sie mich schließlich zur globalen Ebene kommen:

In einer Zeit, in der sich das nationalstaatliche Prinzip überlebt hat, in der es keine Nationalökonomie mehr gibt, sondern Weltwirtschaft, hat auch Nationalgeschichte keinen Sinn mehr, jedenfalls nicht allein. Nationale Geschichtsschreibung, wie sie im 19. Jahrhundert betrieben wurde – nämlich um den Nationalstaat zu befördern – kann uns heute nicht mehr dienen. Die Geschichtswissenschaft muß sich in besonderem Maße um die Geschichte der europäischen und außereuropäischen Länder kümmern, aber nicht additiv, sondern integrativ. Nötig ist dabei nicht nur eine Summe von Nationalgeschichten, sondern auch Kontinental- und Weltgeschichte.

Im Zeitalter der wirtschaftlichen und politischen Globalisierung kommen, gleichsam antizyklisch, kulturelle Individualitäten wieder zum Tragen, die wir – durch unsere Sicht der Dinge – längst für erledigt oder wenigstens für überlagert gehalten haben; ich erwähne nur Phänomene wie Islam, Hinduismus, Buddhismus und Konfuzianismus. Ich will den Szenenwechsel, den wir hier beobachten, weder im einzelnen darstellen noch in allen Konsequenzen analysieren. Aber es gibt doch einige Folgerungen, die ich wenigstens anreißen möchte:

Um in diesem neuen Konzert der Weltregionen bestehen zu können, braucht Europa dringender als je den Zusammenschluß und eine in sich geschlossene Weltpolitik.

Europa muß sich seiner selbst wieder bewußter werden, und das gilt nicht nur für die ökonomische und technologische Konkurrenzfähigkeit, die hier immer gleich zitiert wird, sondern es gilt ganz besonders für die tragenden Säulen seiner Kultur und seiner Gesellschaftsordnungen: Wert des Individuums, Freiheit, Humanität und so weiter. Es gilt – ganz allgemein – für den Denk- und Lebensstil, den Europa in Jahrhunderten herausgebildet hat und für den es, soweit ich sehe, nicht einmal einen überzeugenden Ausdruck gibt; es ist vielleicht ganz bezeichnend, daß sich mir in diesem Zusammenhang immer sogleich der amerikanische Ausdruck „way of life“ auf die Zunge drängt.

Soll sich das Verhältnis zu den anderen Regionen der Welt friedlich gestalten, so benötigen wir freilich noch mehr. Wir müssen mehr voneinander wissen. Ohne gegenseitiges Wissen gibt es kein Verständnis, keinen Respekt und auch kein Zusammenleben. Die Geschichtswissenschaft muß hier sozusagen die Avantgarde werden, die dieses Thema gerade auch in den Schulen auf den Tisch bringt. Schon dort muß das Interesse für andere Geschichten, für andere Regionen, für andere Philosophien geweckt werden. Wenn die nationale Geschichtsschreibung den Nationalstaat befördern konnte, warum soll dann nicht eine global denkende Geschichtsforschung die weltgeschichtliche Offenheit unterstützen können?

Wir brauchen also auch viel mehr Geschichtswissenschaftler, die sich mit Lateinamerika, Asien, Afrika, ja selbst Nord-Amerika beschäftigen. Manchmal habe ich das Gefühl, daß Historiker oder Zeitgeschichtler, die sich jenen Regionen widmen, bei uns selbst noch als Exoten betrachtet werden. Dabei müßte es heute eigentlich umgekehrt sein. Aber ich weiß ja, solche Leute brauchen eine Stelle, und wenn das Geld knapp wird, dann spart man als erstes an Einrichtungen, die sich mit dem beschäftigen, was Goethe einst in seinem „Faust“ als „hinten weit in der Türkei“ beschrieb. Das ist freilich ein Argument aus der Zeit der Postkutsche – heute gibt es keine „weit entfernten Regionen“ mehr. Montesquieu hat es schon in seiner Zeit auf den Punkt gebracht:

„Wenn ich etwas wüßte, das nützlich für mich, für meine Familie aber schädlich wäre, würde ich es mir aus dem Kopf schlagen. Wenn ich etwas wüßte, das für meine Familie nützlich wäre, nicht aber für mein Vaterland, würde ich versuchen, es zu vergessen. Wenn ich etwas wüßte, das nützlich für mein Vaterland, für Europa und die Menschheit aber schädlich wäre, würde ich es als Verbrechen betrachten.“

Diese Einsicht ist jetzt über 200 Jahre alt. Aber sie ist offenbar immer wieder neu, und es lohnt sich, für ihre Verbreitung zu sorgen. Dabei könnten die Historiker helfen.

Sektionen

Diachronisch übergreifend

1. MythenMächte – Mythen als Argument?

Leitung: *Anette Völker-Rasor* (München) / *Wolfgang Schmale* (München)

Anette Völker-Rasor (München):

Einführung: Mythos. Vom neuen Arbeiten mit einem alten Begriff

Beate Wagner-Hasel (Basel):

Antike Mythologie – Mythos Antike. Zur Funktion von Gegenbildern der Moderne

Wolfgang Weber (Augsburg):

Mythos und Historiographie: Zur Dialektik und Pragmatik der Geschichtswissenschaft

Gita Dharampal-Frick (Augsburg):

„Rāmarājya“: Mythopolitik und nationale Identität in Indien

Matthias Waechter (Freiburg):

MythenMächte im amerikanischen Geschichtsbewußtsein: Der Frontier-Mythos

Wolfgang Schmale (München):

Scheitert Europa an seinem Mythendefizit?

Veröffentlichungshinweis:

Die überarbeiteten Sektionsbeiträge sind gemeinsam publiziert in: *MythenMächte*, hg. v. WOLFGANG SCHMALE u. ANETTE VÖLKER-RASOR, Berlin 1997.

Anette Völker-Rasor (München)

Einführung: Mythos. Vom neuen Arbeiten mit einem alten Begriff

Das Rahmenthema des Historikertages, „Geschichte als Argument“, könnte mit einem Punkt versehen werden, denn laut Geleitwort des Vorsitzenden des Verbandes der Historiker Deutschlands, Prof. Dr. Lothar Gall, zum Tagungsprogramm wird „das Gewicht geschichtlicher Erfahrungen, Traditionen und Erinnerungen inzwischen von kaum jemandem mehr ernsthaft bestritten“. Den Gegensatz schlechthin zur „Geschichte als Argument“ bildet der „Mythos als Argument“, der zunehmend für die verschiedensten Erscheinungen in Publizistik wie Geschichtswissenschaft in Anspruch genommen wird. Diesen Befund griff die Sektion auf, wobei sie ihr Thema jedoch statt mit einem Punkt mit einem Fragezeichen versieht. Zu besprechen ist nämlich, was zum Mythos erklärt wird, wie solcher wirkt, wie er dekonstruiert wird und was neu zu konstruieren ist.

Dabei lag der Schwerpunkt der Auseinandersetzung auf den „MythenMächten“, lassen sich doch zweierlei Gebrauchsformen des Mythos voneinander unterscheiden: Traditionell